

Martin Walser Ehen in Philippsburg

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1209



16. Auflage 2023

Erste Auflage 1985

suhrkamp taschenbuch 1209

© Copyright 1957 by Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Stefan Moses

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-37709-3

www.suhrkamp.de

Martin Walser
Ehen in Philippsburg

Roman

Suhrkamp

Wie Hans Beumann nach seinem Studium »ins Leben tritt«: Er zieht nach Philippsburg in ein Zentrum ungekränkten westdeutschen Wirtschaftswunders. Er verkehrt mit Anwälten, Chefredakteuren, Rundfunkintendanten, Industriellen – mit Menschen, die sich selber ihr kleines Privatglück inszeniert haben. Den kritischen Zustand dieser bereits wieder restaurativ stabilisierten Gesellschaft zeigen die Ehen der Erfolgreichen. Keine ist in Ordnung, die eine wird durch Ehrgeiz, die andere durch Gewohnheit, eine dritte nur dadurch zusammengehalten, daß die Gesellschaft eine Scheidung als Skandal empfindet. Der zunächst noch kritische Neuling Beumann verwandelt sich sehr schnell in einen erfolgreichen Aufsteiger. Sich anpassend gerät er in den Mischmasch trüber Geschichten.

Walsers erster Roman erschien 1957, erhielt sogleich den Hermann-Hesse-Preis und wurde von Kritikern und Publikum hoch gelobt und heftig kritisiert.

Martin Walser, am 24. März 1927 in Wasserburg (Bodensee) geboren und am 28. Juli 2023 in Überlingen (Bodensee) gestorben, gilt als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller der Nachkriegszeit.

Für meine Mutter

Der Roman enthält nicht ein einziges Porträt irgendeines bestimmten Zeitgenossen, aber es ist die Hoffnung des Verfassers, er sei Zeitgenosse genug, daß seine von der Wirklichkeit ermöglichten Erfindungen den oder jenen wie eigene Erfahrungen anmuten.

M. W.

Bekanntschaften

In einem überfüllten Aufzug schauen alle Leute aneinander vorbei. Auch Hans Beumann spürte sofort, daß man fremden Menschen nicht ins Gesicht starren kann, wenn man ihnen so dicht gegenübersteht. Er bemerkte, daß jedes Augenpaar sich eine Stelle gesucht hatte, auf der es verweilen konnte: auf der Zahl, die angibt, wieviel Personen der Aufzug tragen kann; auf einem Satz der Betriebsordnung; auf dem Stück Hals, das einem so dicht vor den Augen steht, daß man das Geflecht aus Falten und Poren noch nach Stunden aus dem Gedächtnis nachzeichnen könnte; auf einem Haaransatz mit etwas Kragen daran; oder auf einem Ohr, in dessen unregelmäßigen rosaroten Serpentinaen man allmählich der kleinen dunklen Öffnung zutreibt, um darin den Rest der Fahrt zu verbringen. Beumann dachte an die Fische in den Hotelaquarien, deren reglose Augen gegen die Scheiben stehen oder auf der Flosse eines Schicksalsgefährten, der sich offensichtlich nie wieder bewegen wird.

Die mit ihm fuhren, mochten Abonnenten und Annoncenvermittler sein, Journalisten, Photographen und Beschwerdesüchtige, die zum »Abendblatt« in den unteren Stockwerken, zum »Philippsburger Tagblatt« in den Stockwerken vier bis acht oder ganz hinauf wollten, in die oberen sechs Stockwerke, in denen, wie der Fahrstuhlführer bekanntgab, die »Weltschau« untergebracht war: im obersten, im vierzehnten Stockwerk erst, residierte der Chefredakteur der »Weltschau«, Harry Büsgen. Beumann mußte einen Augenblick verschnaufen, als er oben ankam, mußte das Kitzeln in der Magengrube verreiben und das Prickeln auf der Rückenhaul und im Gesicht verrinnen lassen, das ihn befallen hatte angesichts dieses Riesenturmes aus Stahl und Glas, in dessen Rückgrat er mit dem Aufzug in ein paar Sekunden hochgeklettert war, mühelos, geräuschlos,

so leicht, wie eine Quecksilbersäule im Thermometer steigt, wenn die Temperatur plötzlich ungeheuer zunimmt. Im Vorzimmer von Herrn Büsgen tändelten zwei Mädchen mit Schreibmaschinen. An ihren waagrecht schwebenden Armen hingen leicht wie Blüten die Hände, und von diesen hingen noch leichter die Finger herab, die auf den Tasten der Maschinen tanzten. Zwei Gesichter drehten sich gleichzeitig ihm zu und lächelten das gleiche Lächeln. Eine fragte ihn und wies ihn dann in die Tür, die von diesem Vorzimmer in ein anderes Vorzimmer führte, in dem nur noch eine Frau saß, eine ältere schon, kleingliedrig, gelbgesichtig, schwarzhaarig und mit großen, etwas schrägliegenden Augen, die sie ihm entgegenhob, während sie fragte, was er wünsche und ob er angemeldet sei. Er gab ihr den Brief, den sein Professor an den Chefredakteur geschrieben hatte. Sie drückte auf einen Knopf, sagte vor sich hin, daß ein Herr Beumann da sei, empfohlen von Professor Beauvais vom Zeitungswissenschaftlichen Institut der Landesuniversität. Ein Lautsprecher antwortete, Herr Beumann möge seine Philippsburger Adresse dalassen, man gebe ihm Bescheid, jetzt im Augenblick könne er leider nicht empfangen werden. Beumann sagte, eine Philippsburger Adresse müsse er sich erst beschaffen. Aber um ja nichts falsch zu machen, ließ er dann doch die Anschrift von Anne Volkmann im Vorzimmer des Chefredakteurs. Das war eine in Philippsburg beheimatete Studienkollegin. Sie hatte ihr Studium nicht beendet. Wahrscheinlich wohnte sie jetzt bei ihren Eltern. Er hätte sie sowieso früher oder später aufgesucht, um zu sehen, was aus ihr geworden war. Es war schon fast Mittag, und die Stadt hatte ihr Morgengesicht eingebüßt, als Beumann durch die Glasschleusen des Hochhauses hinaus auf die Straße trat, auf das Trottoir nur, denn die Straße war jetzt eine wahnsinnig gewordene Blechschlange, die mit gleißenden Gliedern vielhöckrig vorbeiraste, die heiße Luft hin und her zerteilte und sie den

Passanten auf dem Trottoir ins Gesicht schlug. Der heiße Anhauch aus Asphalt, Gummi, Benzin und Staub fiel wie eine Plage über die Passanten her, die jetzt mit vorgesenkten Köpfen ihre Richtung hinflohen, um der glühenden Schlucht Hauptstraße so rasch wie möglich zu entkommen.

Beumann wehrte sich bald nicht mehr gegen die verbrauchte Luft, er wehrte sich auch nicht mehr gegen die Berührung mit anderen Fußgängern, sein Hemd hatte er schon auf dem Weg zum Hochhaus durchgeschwitzt, seine Hände waren vollends klebrig geworden, seine Lungen hatten sich an die Luft, die es hier gab, gewöhnt; wahrscheinlich reichte die Luft an einem solchen Tag nur bis neun Uhr vormittags, dann müßte eigentlich die Nacht anfangen, der Verkehr aufhören, die Straßen müßten sich leeren, daß die Luft sich wieder erneuern könnte. Beumann dachte, als die Straßenbahnen an ihm vorbeikreischten, die die steife Rückenflosse des Blechungetüms Straße bildeten: am schlimmsten muß es in diesen glühenden Schachteln sein, die Leute beobachteten einander beim Schwitzen und strecken noch ihre Hände zu den Halteringen hinauf, daß man, wohin man sich auch dreht, die Nase in eine weit aufgeklappte Achselhöhle streckt.

Beumann bemerkte, daß er in eine Seitenstraße eingebogen war. Er hatte es also doch nicht länger ausgehalten. Die neue Straße führte aufwärts. Beumann setzte sich erst, als er ein Gartencafé erreicht hatte. Heiß war es auch hier. Die Gäste hingen auf den Stühlen herum wie Ballone, die einen Teil ihrer Gasfüllung eingebüßt haben. Die Kellnerinnen klebten an den Rinden der Kastanienbäume und atmeten rasch und hörbar. Ihre Augen lagen auf den unteren Lidern und starrten reglos in den Kies. Beumann wagte es lange Zeit nicht, um Bedienung zu bitten, weil er Angst hatte, daß dem Mädchen, das er anrufen würde, vielleicht die Augen gänzlich aus den Höhlen fallen würde, vielleicht

versagten ihr dann auch die Knie endgültig den Dienst und sie rutschte am Kastanienstamm abwärts, auf der Rinde eine feuchte Spur hinterlassend, in den heißen Kies. Er war ja auch nicht gekommen, sich als Gast aufzuspielen; er hatte den Garten gesehen, die Kastanienbäume, die Stühle, da war er leise eingetreten und war auch kaum bemerkt worden. Da und dort hatte das Auge eines Gastes sich mit ihm bewegt, wie das Auge eines Fisches, der auf dem Sand liegt und schon keine Kraft mehr hat, sich klarzumachen, daß diese Lage kein gutes Ende haben kann.

Dann hatte sich Beumann doch an eines der von der Hitze gekreuzigten Mädchen gewandt, sehr vorsichtig und gewissermaßen unabsichtlich. Das Mädchen löste sich vom Stamm, taumelte ein bißchen, er griff nach ihr und bewahrte sie vorm Sturz. Vorsichtig bohrte er jetzt einen Strohhalm durch die kleinen Eisballen, um den Kaffee durch sie hindurchsaugen zu können. Er war allmählich in der Lage, seine Erschöpfung zu genießen. Er spürte, daß so ein heißer Tag viele Schranken wegschmilzt. Es ist wie bei einer Katastrophe, dachte Beumann. Die Leute kommen sich näher, weil sie alle unter dem gleichen Geschehen leiden. Nun fehlen bei dieser Hitze glücklicherweise die traurigen Begleitumstände einer richtigen Katastrophe, die Einigkeit der Menschen untereinander aber nimmt doch zu. Er hatte das in den Augen der Kellnerin gesehen. Er hätte sie küssen können, sie hätte sich wahrscheinlich nicht gewehrt. Und die anderen Gäste hätten höchstens gelächelt. Waren nicht alle Kragen so weit geöffnet, daß die Kragenspitzen lasch auseinanderhingen wie die Flügel getöteter Möwen? Und wenn einer Frau die Bluse verrutschte, so griff sie nicht gleich danach, um die Ordnung wiederherzustellen.

Beumann wollte diesen Tag nützen. Das war ein Tag, sich in Philippsburg seßhaft zu machen, ein Tag, der wie kein anderer geeignet schien, Gesellschaft zu bekommen. Aber

es schien nur so. Niemand bat um seine Hilfe. So sehr er die Leute anschaute, keiner bot ihm an, »du« zu sagen, keiner lobte den Schatten, den man gemeinsam genoß; Beumann blieb allein trotz der Hitze, die die ganze Stadt in ihren Zähnen hielt. Die Abstände wurden nicht kleiner. Wen hätte er auch erreichen sollen? Seine Vorstellungen von einer besseren Ordnung waren zu sehr auf ein paar seiner persönlichen Bedürfnisse zugeschnitten, für deren Befriedigung er selbst wenig tun konnte. Ihm zuliebe gewissermaßen hätte sich die ganze Welt ändern sollen. Was er der Welt zuliebe tun konnte, wußte er noch nicht. Ein heißer Tag eben. Hirnblasen, nichts weiter. Eine der Temperatur besonders angepaßte Traurigkeit. Wäre es klirrend kalt, so würde er vielleicht die Menschheit in eine öffentliche Tanzgesellschaft verwandeln wollen oder ein Kleidungsstück fordern, in dem mehrere Menschen gleichzeitig Platz und Bewegungsmöglichkeit hätten. Iß dein Eis, Hans Beumann, und such' dir ein Zimmer, in dem du bleiben kannst. Denn hier bleiben würde er vorerst. Schließlich gab es immer mehr Gründe, irgendwo zu bleiben als von irgendwo fortzugehen.

Er fand ein Zimmer in der Oststadt, in einer kurzen, stumpfen Querstraße, die nur auf einer Seite bebaut war. Das Zimmer war ein schmaler Schlauch. Die Straße war mit einer einzigen, inzwischen schwarzrot gewordenen Backsteinzeile besetzt, so daß man die Häuser nur nach den Nummern voneinander unterscheiden konnte, die über die meterbreiten Vorgärten hinweg über den engen Türen deutlich zu lesen waren. Die Nummernschilder fielen in dieser Straße mehr auf als irgendwo anders, weil die Haustüren so dicht aufeinanderfolgten; aber wahrscheinlich wußten nur die, denen die Häuser gehörten, wo das eine aufhörte und das nächste anfang. Frau Färber, seine Hausfrau, war stolz auf den düsteren Schlauch, in

den sie ihn führte, weil alles so sauber war, wenn auch dunkel und kahl.

Ihr Mann – sie zeigte auf sein Bild, das in einem Aluminiumrahmen auf der Kommode stand, und Beumann sah in den eckigen Zügen dieses mageren Gesichts, daß sein Vermieter ein Mann mit falschen Zähnen war, ein Magenkranker mit einer runden Nickelbrille vor den tiefliegenden Augen, mit spärlichem Stehhaar, ein Mann, der zum Jähzorn neigte und sehr fleißig war, ein Fanatiker seines kleinen Fortkommens, aber ohne jede Kraft zum Widerstand gegen das Unvorhergesehene, da würde er wahrscheinlich immer gleich aufbrausen, gereizt bis zur letzten Zelle –, ihr Mann gehe jeden Morgen um halb fünf ins Werk, er sei Vorarbeiter in einer Edelmetallfabrik; daß ihr Mann mit Edelmetall zu tun hatte, sagte Frau Färber mit besonders stolzer Betonung; er komme gegen fünf Uhr nachmittags heim. Und da sie, wenn sie einmal sprach, offensichtlich nicht gleich wieder aufhören wollte, erzählte sie noch, daß der älteste Sohn, der fünfzehnjährige, in einem Karosseriewerk arbeite, als Hilfsarbeiter, leider ja, er sei zwar sehr begabt, habe Genie im Praktischen, aber sie könnten es sich nicht leisten, ihn etwas lernen zu lassen, weil sie sich doch das Häuschen aufgebaut hätten, und als Lehrling arbeite er drei Jahre fast umsonst, während er als Hilfsarbeiter jetzt schon fünfunddreißig Mark in der Woche heimbringe, darauf könnten sie zur Zeit nicht verzichten, obwohl ihr Mann fast alles selbst aufgebaut habe, obwohl er die Eisenteile selbst aus dem Alteisenhaufen der anderen Straßenseite herausgesucht habe; der gehöre Sporsers von Nummer 24, Alteisen, Lumpen, Papier; so müsse man sich eben nach der Decke strecken, ehrlich, ganz ehrlich, nicht wie die Sporsers, bei denen heute wieder die Polizei gewesen sei, weil der alte Sporer immer noch bei Altmetalldieben kaufe, ja nicht einmal davor zurückschrecke, gestohlene Bundesbahnbatterien auszuschlach-

ten, vielleicht habe er seine Finger sogar in . . . Frau Färber wage die schlimmen Beziehungen ihrer Nachbarn kaum auszuflüstern, so daß Hans Beumann ein bestürztes Gesicht machen mußte, ohne etwas verstanden zu haben. Er schaute dabei von seinem Fenster hinüber auf die unbebaute Straßenseite, auf die rostigen Alteisenberge, zwischen denen winzig wie ein altes Fräulein ein Dreiradwagen stand, der wahrscheinlich diese Berge auf seinem Rücken hierhergetragen hatte. Frau Färber war sofort mit Erklärungen zur Hand. Die ärmliche Baracke gehöre nicht mehr Sporsers, sondern dem Vater des Mannes der ältesten Sporertochter, der habe diese Baracke vom alten Sporer übernommen und fabriziere jetzt mit seinem Sohn, der Sporertochter und seiner Geliebten (von seiner Frau habe er sich vor einem Jahr getrennt) Kunststeine. Im hinteren Teil der Baracke wohne er seit neuestem mit seiner Geliebten, und diese wage es jetzt auch schon, am hellen Tag die Fenster aufzumachen, weil sie sich eine neue Couch und zwei Sessel angeschafft hätten. In der anderen Baracke, in der stattlicheren, produzierten zwei Studenten, ein Chemie- und ein Musikstudent, in ihrer Freizeit Fensterkitt. Die Baumstämme aber, die Zementröhren, Ziegelstapel, dreibeinigen Eisensilos und Großlagerschuppen, die den größten Teil der anderen Seite bedeckten, gehörten einer mächtigen Baumaterialienhandlung, deswegen könne man sich auch nicht gegen den Lärm und Staub wehren, den die Verladearbeiten dieser Firma oft bis tief in die Nacht hinein machten. Ihrem Mann, der um fünf Uhr heimkomme, sei dann der ganze Feierabend verdorben. Ja, und sie selbst müsse jetzt bald gehen, um vier Uhr fange sie im Polizeigebäude mit Putzen an und erst um elf Uhr nachts sei sie zurück. Aber so lange hüte ihr Mann ja die zwei Kleineren; das Fünfjährige nehme sie jetzt schon manchmal zur Polizei mit, weil es gegen neun Uhr selbst heimgehen könne. Der Leutnant habe übrigens nichts dagegen,

daß das Fünfjährige mitkomme, er habe ihr sogar erlaubt, es in seinem Büro, das zu putzen von jeher zu ihren Vorrechten gehört habe, während die anderen die Wachtmeisterstuben, die Gänge und Treppen zu säubern hätten, in des Leutnants Büro also dürfe sie ihre Monika mitnehmen und sie auf dem Teppich spielen lassen.

Beumann ließ sich nicht abschrecken. Das Zimmer entsprach seinen finanziellen Möglichkeiten. Mehr als vierzig Mark konnte er vorerst nicht ausgeben. Vor ihm habe vom Varieté eine Dame in dem Zimmer gewohnt, ja, eine Dame, er könnte sich das schon vorstellen . . .

Horst, der Zweijährige, Elsa, die Dreijährige und die fünfjährige Monika musterten den neuen Onkel, zupften an seinen Hosenaufschlägen, boten ihm Spielzeug an, klammerten sich an seine Knie; Monika lehnte sich an seine Schenkel und fuhr mit ihren kleinen Fingernägeln seine Bügelfalte nach. Horst, der Kleinste, hatte sich rittlings auf seinen rechten Fuß gesetzt, in die Beuge, wo der Schuh aufhört. Beumann spürte, wie seine Socken und dann sein Fuß warm und feucht wurden, er versuchte, sich freundlich zu wehren, gab vor, daß eines der Kinder sich weh tun könne an ihm, daß Elsa, wenn sie sich um sein Knie wand, das Gesicht irgendwo in der Kniekehle vergrabend, gar ersticken könne; aber die Mutter Färber, eine zerarbeitete Vierzigerin, mit Wulstlippen, die immer aufgeklappt waren, inseitig sichtbar bis dahin, wo sie ins vorgewölbte Zahnfleisch übergingen, so daß ein schartiges Zahngehege die Mundhöhle nach außen hin decken mußte, was nicht überall möglich war, diese gute und arbeitsame Frau hatte gar keine Angst um ihre Sprößlinge, im Gegenteil, sie ermunterte die Kleinen, während sie mit Beumann verhandelte, immer wieder, sie sollten sich mit dem neuen Zimmerherrn rasch befreunden, der neue Onkel verdiene es, sie sollten ihm zeigen, wie sehr sie sich über seinen Einzug in ihre Wohnung freuten.

Ein bißchen zerknittert trat Beumann gegen vier Uhr mit Frau Färber und Monika auf die Straße. Elsa und Horst wurden eingeschlossen. Herr Färber würde sie, wenn er heimkam, wieder befreien, würde ihnen die Hände, die Hälse und die Gesichter waschen, ihnen zu essen geben, für ihre Abendunterhaltung sorgen und sie zu Bett bringen, um dann selbst noch im Keller eine Mauer zu reparieren, den Holzverschlag mit einer neuen Türe zu versehen oder die drei Quadratmeter Garten tief aufzugraben, weil man doch endlich einen Rosenstock vor dem Haus haben wollte. Frau Färber und Monika verabschiedeten sich überaus herzlich und laut; es war, als wollten sie den auf Kisten in den Vorgärtchen hockenden Großvätern der Nachbarn und den spärlich gekleideten Nachbarinnen, die in den Fenstern hingen und putzten oder auf Stühlen am Fenster saßen und nähten, als wollten sie allen, auch noch den Großmüttern, die in den Tiefen der Zimmer im farblosen Dämmer lagen, bekanntgeben, daß sie einen neuen Untermieter gefunden hatten, auf den sie stolz sein durften: einen jungen Mann, da schaut ihn euch an, die Haare frisch geschnitten und ordentlich zurückgekämmt, und so hochgewachsen, und doch gar nicht hochmütig, schaut, wie er freundlich die Schultern hängen läßt, wie er den Kopf ein wenig vorgesenkt trägt, mit schrägem Nacken, weil er immer mit den Leuten Berührung haben will, darum schlenkern seine Hände an den langen Armen auch bei jedem Schritt ein bißchen vor und zurück, unregelmäßig, gegen den Rhythmus der Schritte, er hat halt gar nichts Starres, nichts Hartes und übermäßg Entschlossenes, dieser neue Untermieter, er ist ein Schlacks und ein Gemütsmensch, und seine vollen, kurz vor den Rändern wieder aufwärts und abwärts sich rundenden Lippen zeigen deutlich, daß er gern lacht und Witze macht und wahrscheinlich auch gut küssen kann. Und er ist ein studierter Mann. Er schreibt in der Zeitung. Ihr werdet es bald lesen, hier in eurer Straße.

Ja, so stolz etwa dürften Frau Färber und ihre Kinder gewesen sein. Frau Färber tat sich auf ihre Menschenkenntnis etwas zugute. Sie war bei ein paar richtigen Herrschaften in Stellung gewesen vor ihrer Ehe, vormachen konnte ihr keiner was! Der Reinflall mit der Dame vom Varieté, daß die überhaupt ins Haus gekommen war, das war ihrem Mann zuzuschreiben, der hatte sie reingelassen, zwischen fünf und sieben abends hatte er die Sache perfekt gemacht, war dem Luder unterlegen. Nicht so weit, wie die Nachbarinnen wissen wollten. Das wußte sie besser. Aber weichgemacht hatte ihn das Luder, das war nicht wegzustreiten. Und sie, die Hausfrau, hatte sieben Monate gebraucht, bis sie die parfümierte Brünnette, die im Karls-Varieté die Nummern über die Bühne trug, wieder draußen hatte. Das waren harte Monate gewesen, Monate, in denen Eugen und sie mehr Krach gehabt hatten als in all den Jahren ihrer Ehe überhaupt. War vielleicht doch etwas gewesen zwischen Eugen und der Tänzerin (so hatte man das Nummerngirl in der Straße genannt)? Sie hatte es der Tänzerin einmal geradewegs ins Gesicht hinein gesagt, daß sie jetzt wisse, daß sie, die Tänzerin, ihren Mann herumgebracht habe. Da war die in einen Lachkrampf verfallen, den Frau Färber hatte anschauen müssen, dann hatte die Tänzerin sich wieder beruhigt, hatte sich aufgerichtet, und gut gewachsen war sie ja, das mußte man ihr lassen, und hatte ganz langsam und von oben herab gesagt: »Liebe Frau Färber, bilden Sie sich doch keine solchen Schwachheiten ein! Ich und Ihr Mann?! Ihr Mann (dabei hatte sie die Nasenflügel gebläht wie ein Pferd), der ist mir einfach zu dünn, verstehen Sie! Einfach zu dünn!« Das hatte Frau Färber tief getroffen. Aber sosehr es sie schmerzte, daß ihr Mann für zu dünn befunden wurde, so war sie doch von diesem Augenblick an ganz gewiß, daß er mit der Tänzerin nichts gehabt hatte. Und als sie ihrem Mann erzählt hatte, daß er der Tänzerin zu dünn sei, da änderte auch er seine

Meinung über diese Person. Und nach vierzehn Tagen war sie draußen.

Mit dem jungen Herrn werde sie besser auskommen, sagte Frau Färber, als sie Hans Beumann alles über seine Vorgängerin erzählt hatte; er liege ihr auch mehr als der Arbeitslose, der die Dachkammer über ihm bewohne; mit dem sei nicht viel los. Klaff heiße er, Berthold Klaff, ein Arbeitsloser, der den ganzen Tag schreibe und oft auch noch in der Nacht; gar kein gesprächiger Mensch, ein Sonderling, obwohl kaum dreißig Jahre alt, irgend etwas stimme nicht mit dem, das werde sie schon noch herausbringen. Kein Wunder, daß dem sogar die Frau entlaufen sei. Hals über Kopf habe sie zusammengepackt, viel habe sie ja allerdings nicht zu packen gehabt, und sei ausgezogen, ohne sich zu verabschieden. Und der Herr Klaff habe es bis heute noch nicht für nötig gehalten, ihr, der Hausbesitzerin, eine Erklärung über diese Vorkommnisse abzugeben. Man friere, wenn der einen bloß anschauete. Aber allzulange werde der ja nicht mehr hier wohnen, er sympathisiere nämlich mit Sporners; ein ganz verdächtiger Mensch, ungehobelt und voller Heimlichkeiten, und dazu noch arbeitsscheu. Den müsse er gar nicht erst kennenlernen, sagte sie und strahlte Hans an; sie sehe ja schon, daß er, Hans, nicht zu dem passe, deshalb wisse sie auch, daß sie mit ihm so gut fahren werde.

Und die neugierigen Blicke der Nachbarn bestätigten ihr jetzt schon, daß sie einen guten Griff getan hatte. Ganz abgesehen davon, daß der junge Herr ohne Zögern bereit gewesen war, vierzig Mark Miete zu bezahlen, während die Tänzerin sich erst nach langem Handeln entschlossen hatte, fünfunddreißig zu geben. (Das erfuhr Hans allerdings erst sehr viel später von einer Nachbarin.) Unter den prüfenden Blicken der Bewohner verließ er die Traubergstraße, in der er jetzt ein Zimmer sein eigen nannte. Er war froh, so schnell ein Zimmer gefunden zu haben, und hätte